Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 23 (1882)

Artikel: Aus dem Tagebuch eines Römerpilgers [Schluss]
Autor: Niederberger, R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007849

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus dem Tagebuch eines Römerpilgers.

Schluß.

And're Leut' sind sicher recht froh und ich bin es selber auch, daß es endlich da oben „Schluß" heißt. Denn heuer ist ja das „Tagebuch eines Römerpilgers" schon zum fünftenmal im Kalender; und da sonst alle gute Dinge nur drei sind, so hätte ich eigentlich von rechtswegen schon vor zwei Jahren schließen sollen. Aber voriges Jahr hab' ich gedacht, manch Einer, der fast nie in seinem Leben aus unsern stillen Thälern herauskommt, werde vielleicht nicht ungern etwas lesen aus jenem merkwürdigen Lande, wo Berge seit Jahrtausenden Feuer speien und die Lazzaroni auf der Gasse wohnen, wo man zweitausendjährige Städte aus der Erde hervorgrabt und wo der Himmel so wunderschön blau ist und die Stadt so malerisch am Meer liegt. Daher hab' ich solchen Leuten zu lieb vor'm Jahr meinen „Abstecher nach Neapel" in den Kalender gethan. Und für heuer kommt nun zu guter Letzt noch unsere Heimreise von Rom darin; die gehört ja auch noch zur Sache, sonst wüßten am Ende die Leute nicht, wo mein Reisegefährte und ich hangen geblieben und was aus uns geworden. Zudem mag auch diese Heimreise für Eint' und Andern, der etwa den Kalender liest, noch etwelches Interesse haben. Dieselbe hat sich allerdings bedeutend schneller abgewickelt, als unsere Reise nach Rom. Denn heimwärts geht bekanntermaßen selbst das Unvernünftige schneller. Mag's noch so schön sein in fremden Landen, man geht doch wieder gerne heim.

I.

Der 3. Brachmonat 1877 und mit demselben das 50jährige Bischofs-Jubiläum Pius IX. war vorüber und in Rom die Sonnenhitze immer größer und unsere Kasse immer kleiner geworden; darum traten wir gleich am folgenden Tage unsere Heimreise an. Ein freundlicher junger Schweizergardist von Gersau, der das Maß und das Zeug dazu hätte, ein wackerer „Sappör" zu werden, begleitete uns bis zum Bahnhof. Daselbst konnten wir noch einem Eisenbahnangestellten, der ein ehemaliges Pfarrkind von mir, eine geborne Stanserin zur Frau hat, Lebewohl sagen. Es war eine sehr große Zahl Pilger da, namentlich Franzosen, welche ebenfalls zur Heimreise sich anschickten. Schlag $2^1/_2$ Uhr setzte sich bei herrlichem Wetter der Zug in Bewegung, um uns noch diesen Abend nach Pisa zu bringen. Denn wir wollten nicht den gleichen Weg heimgehen, auf welchem wir nach Rom gekommen waren. In unserm Wagen waren mit Ausnahme von uns zwei Unterwaldnern lauter Franzosen. Da mein Reisegefährte und ich aus guten Gründen, wenn's nicht Noth oder Anstand erfordert, nur ungern französisch sprechen, so war unser Auszug aus Rom unserseits ziemlich einsilbig; desto beredter waren die Franzosen. Ich hatte unterdessen Zeit und Muße, meine Gedanken noch einmal in Rom herumschweifen zu lassen und die schönen Erinnerungen an all' die Heiligthümer und andere Denkwürdigkeiten, die wir gesehen, noch einmal aufzufrischen. Bei Rom kann man nicht sagen, wie man sonst gewöhnlich sagt: Ab Aug, ab Herz. Wir waren noch nicht lange auf der Eisenbahn, so war uns die hl. Stadt wohl aus den Augen, aber aus Sinn und Herz wird sie niemals schwinden. Ich habe in meinem Leben ziemlich viele Städte gesehen und sie wieder vergessen; aber Rom vergißt man nicht mehr. Es ist mit Rom eine ganz eigene Sache. Es gibt viele Städte, die durch ihre prächtige Lage, durch ihr gesundes Klima, durch ihre Schönheit und Größe Rom weit übertreffen; aber in einem Punkt hat Rom den Vorzug vor Allen: Es ist die meistgehaßte und meistgeliebte Stadt in der ganzen Welt.

Wenn die Drucker drucken wollten, was Tag

für Tag über Rom gelogen nnd geschimpft wird, sie könnten mit all' ihren Schnellpressen das Zeug nicht bewältigen. Hunderte von Judenblättern haben es sich zur Lebensaufgabe gemacht, den Haß gegen Rom immer wieder auf's Neue anzufachen. Zahlreiche Vereine und geheime Gesellschaften in allen Weltgegenden reichen sich die Hände, um Rom zu bekämpfen. Unzählige Sekten, die sonst einander immer in den Haaren liegen, sind sofort ein Herz und eine Seele, wenn es gilt, über Rom herzufallen. Die verschiedensten kirchenfeindlichen Parteien in den Parlamenten großer und kleiner Reiche zanken sich sonst fast immer mit einander; aber sobald etwas los ist gegen Rom, stehen sie wie Ein Mann zusammen. Und wenn die hohen Diplomaten aus allen Herren Ländern sich zusammen thun, da ist es ihnen nicht wohl, wenn sie auseinander gehen müssen, ohne noch irgend einen Schlag gegen Rom führen zu können. Rom läßt selbst mächtige Herrscher mächtiger Reiche nicht ruhig schlafen. Die Revolution, die offen und geheim am Sturz der Throne arbeitet und sogar vor Fürstenmord und Massenmord nicht zurückschreckt, scheint ihnen lange nicht so viel Kummer zu machen, wie das gefürchtete und gehaßte Rom. Und wenn ihre Völker massenhaft verarmen und tausende von hungrigen Familien um Brod schreien, wenn ein neues Heidenthum mit all' den Gräueln der entsetzlichsten Verbrechen mit Riesenschritten sich ausbreitet, wenn Glaube und Sittlichkeit mehr und mehr schwindet, wenn das Familienleben von Jahr zu Jahr mehr verlottert, kurz wenn der Wagen, den die Regenten zu lenken haben, immer rascher und rascher bergab geht und dem unvermeidlichen Abgrund zueilt; ihre Augen sehen nichts, ihre Ohren hören nichts; sie finden keine Gefahr; die einzige Gefahr, die sie fürchten, ist Rom.

Und wie bei den Großen, so ist's auch oft bei den Kleinen. Was für ein Hexensabbat ging z. B. in Genf los, als Rom Anno dazumal einen Apostolischen Vikar daselbst einsetzte und zwar nicht etwa einen hergelaufenen Fremden, sondern einen Schweizer- und Kantonsbürger, den weltberühmten Kanzelredner Bischof Mermillod. Da pressirte es ganz anders, mit dem „staatsgefährlichen" Mann sofort polizeilich über die Grenze zu fahren, als wenn ganze Rudel ausländischer Allerweltsrevoluzer sich in Genf zusammenthun und die Ehre und selbst die Existenz des Vaterlandes gefährden.

Die Angst war so groß, daß sie in jedem langen Rock eine Gefahr für's Vaterland witterten und daher nichts Besseres zu thun wußten, als das geistliche Kleid unter Straf' und Ungnad' zu verbieten. Und die Genfer haben sich auch jetzt von ihrem Schrecken noch nicht erholt. Denn wie die Leute sagen, gehe man allen Ernstes mit dem Gedanken um, an der Schweizergrenze ungeheure Festungen zu bauen, eine Art chinesische Mauer; muthmaßlich damit der „böse Mann" nicht etwa eines schönen Morgens mit einem römischen Heer von Kardinälen und Legaten unser liebes Vaterland überfalle und uns sammt und sonders mit Haut und Haar verschlinge. Hoffentlich werden sie aber doch in ihrem Eifer nicht vergessen, irgendwo ein Loch offen zu lassen, damit der sogenannte Bischof von Bismarks- und Preußens Gnaden allemal „unscheniert" hinein kann, wenn ihn die Altkatholiken auf die „Stör" nehmen wollen. Denn der darf ja kommen, wann er nur immer will, weil er eben nicht von Rom kommt und alles „Römische" fein sauber abgestreift hat. Hätten es unsere Bischöfe auch so gemacht, so könnten sie schalten und walten und weihen und firmen nach Herzenslust in ganzer „löblicher Eidgenossenschaft"; es krähte kein Hahn darnach, oder wenn einer krähte, so krähte er nur zu ihrem Lob und ihren Gunsten.

Wenn Einer vor noch nicht vielen Jahren prophezeit hätte, man werde es noch erleben und zwar in nicht gar ferner Zeit, daß eines Tages ein sogenannter Bischof aus dem Preußenlande in die Schweiz kommen und hinter dem Rücken der Regierungen und der Bundesversammlung ein neues Bisthum für die ganze Eidgenossenschaft errichten und hiefür mit Sang und Klang einen Bischof salben werde, — ein solcher Prophet wäre wohl schön angekommen; er hätte Gott danken können, wenn man ihn nicht als Landesverräther hinter Schloß und Riegel gethan oder allermindestens als verrückt in ein Narrenhaus eingesperrt hätte. Jeder ehrliche Schweizer hätte ihm wenigstens ungefähr gesagt: „Dummkopf, der Du bist! Was kommt Dir in den Sinn, solch' tolles Zeug zu prophezeien! Eher wird der Rhein in den Trübensee und die Rhone in den Melchsee fließen, als daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen und Umständen solch' eine Ungeheuerlichkeit geduldet werden könnte. Weißt Du nicht mehr, warum seiner Zeit der Kanton Tessin von Bundeswegen von den Bisthümern Mailand und Komo losgetrennt wurde? Man hatte persönlich nichts gegen die betreffenden Bischöfe ein-

zuwenden; aber es hat geheißen, sie seien Fremde; und es sei besser, das katholische Volk von Tessin habe 20 und mehr Jahre lang gar keinen Bischof, als daß ein Fremder innert den Grenzen des Schweizerlandes irgend was Geistliches vornehme. Der gleiche Gedanke wird auch vor paar Jahren die Behörden geleitet haben, als sie einen italienischen Weihbischof, der im Kanton Tessin einigen Kindern das hl. Sakrament der Firmung spenden wollte, wieder über die Grenzen spedirten. Es war eben ein Fremder; und da wird man gefunden haben, es sei besser, die Tessiner bleiben ungefirmt, als daß ein fremder Bischof in's Land komme und ihnen die Hand auflege. Meinst Du jetzt, man würde nun mit einem andern Ellstecken messen, wenn ein landesfremder Stockpreuß in die Schweiz käme, nicht etwa bloß, um einige unschuldige Kindlein zu firmen, sondern um der ganzen Eidgenossenschaft einen sogenannten Nationalbischof aufzuhalsen und denselben zu bevollmächtigen, in seinem Namen überall in der ganzen Schweiz zu schalten und zu walten nach Belieben, ohne eine Regierung, ohne einen Bischof zu fragen. Das würde wohl nie und nimmermehr geduldet werden.

Und doch der Prophet hätte es punktum errathen. Man hat es geduldet. Ja man hat im Aargau dem fremden Bischof von Preußens Gnaden alle erdenkliche Ehre angethan und seinem Gesalbten seinen Sitz sogar in die schweizerische Bundesstadt verlegt und ihm die prächtige, römisch-katholische Kirche sammt Pfarrhaus übergeben. Und vom Bundessitz aus erläßt er seine sogenannten Hirtenbriefe, macht seine Visitationen und Firmreisen, wo und wann er will, kommt selbst in ganz katholische Kantone und schaltet und waltet, wie wenn er überall Herr und Meister wäre vom Genfer- bis zum Bodensee. — Wenn sonst ein Bischof in einem andern Bisthum geistliche Verrichtungen vornehmen will, so muß er zuerst um Erlaubniß fragen. Und das ist ganz recht; es muß Ordnung sein Und die Weltlichen haben es auch so. Unser regierender Landammann als solcher hat auch keine Gewalt z. B. im Kanton Bern und der Berner keine in Unterwalden. So ist's auch mit den Bischöfen; Jeder hat seinen Bisthumssprengel und außer den Grenzen desselben hört seine Amtsgewalt auf; und jeder Bischof hält sich genau an diese Regel. Einzig der altkatholische Bischof in Bern kümmert sich um all' das nichts. Der Preuß, der ihn im Aargau gesalbt, muß ein sonderheitlich kräftiges Oel gebraucht haben, daß es einen Bischof gegeben hat, der in allen Bisthümern der ganzen Eidgenossenschaft unberufen und ungefragt firmen und weihen, Geistliche einsetzen und überhaupt thun kann, was er will.

Hingegen muß man mit Schmerzen wahrnehmen, wie in vielen Kantonen, im eigenen Bisthum den rechtmäßigen Bischöfen aller Verkehr mit ihren Angehörigen untersagt ist; sie dürfen nicht einmal ihre Fastenbullen von der Kanzel verlesen lassen; und die Kinder müssen mit großen Kosten und Beschwerden außer Landes gehen, um von ihrem rechtmäßigen Bischof gefirmt zu werden. Woher diese ungleiche Elle? Warum verbietet man dem rechtmäßigen Bischof, was man dem von Preußen eingeschmuggelten erlaubt? Weil eben der Eine römisch-katholisch ist, der Andere aber nicht.

Ich hatte von Kindesbeinen an oft sagen gehört, die Zürcher seien gescheide Leut'. Es ist dann freilich auch hin und wieder etwas gegangen, was mich und and're Leut' in Versuchung gebracht, ein Fragezeichen dazu zu machen. Aber jetzt glaub' ich es wieder steif und fest. Als nämlich vor paar Jahren einzelne reformirte und sogenannte altkatholische Regierungen dem katholischen Volke seine rechtmäßigen Bischöfe absetzten oder verbannten und ihnen allen und jeden Verkehr mit ihrer Heerde untersagten, da wollte man auch die Zürcher Regierung aufhetzen, sie solle nun auch die Grenzen sperren gegen den Bischof von Chur, unter welchem die paar katholischen Gemeinden vom Kanton Zürich stehen. Aber die Zürcher sind nicht auf den Kopf gefallen. Sie sagten zu den Katholischen ihres Kantons ungefähr so: „Wir sind reformirt und brauchen keinen Bischof und wollen keinen. Aber wenn Ihr Katholiken Einen wollt oder Einen brauchet, so haben wir nichts dagegen." Und ich habe nie gehört, daß wegen diesem Bescheid etwa in Zürich die Limmat still gestanden, oder die Sonne nicht mehr geschienen habe. Hätten es Andere auch so gemacht, wie unendlich viel Streit und Hader wäre unterblieben und Hunderttausende von Katholiken und braven, redlichen Schweizerbürgern wären in ihren religiösen Gefühlen nicht so tief und so schmerzlich verletzt und gekränkt worden! Und so weit sollte man es doch im vielgepriesenen Zeitalter der Gewissensfreiheit bringen können, daß man uns Katholiken überall frei und ungestört nach unserm Glauben leben lasse.

Und daß wir, um katholisch zu sein, einen Bischof und zwar einen vom Papst eingesetzten Bischof, haben müssen, das weiß hoffentlich bald ein jeder Rekrut, geschweige dann ein Regierungsrath. D'rum lasse man uns in Sachen der Religion ungeschoren; dann werden auch der Kalendermacher und andere Leut' nicht mehr schimpfen. Wenn wir Katholiken einmal die Reformirten zwingen wollen, nach unserm Glauben zu leben oder sie in ihrem Glauben stören, oder wenn wir nicht mehr steuern und zahlen, was es uns trifft, oder unsere junge Mannschaft nicht mehr in's Militär schicken, oder den Kopf machen und keine Schule mehr halten wollen, dann nehmt uns nur beim Schopf und klopft uns auf die Finger, daß es eine Art hat; es ist ganz recht; der Gehorsam ist des Bürgers Pflicht. Aber im Religiösen lasse man uns in Ruhe! Wir stören die Andersgläubigen in religiösen Dingen auch nicht. Es soll Einer nur nach Alpnacht gehen; die dortigen Berner wählen einen Pfarrer, wie er ihnen konvenirt, sie haben ihre eigene Schule, ihre eigene Kirche und die Regierung von Obwalden mischt sich nichts ein, was der Pfarrer ihnen predigen oder nicht predigen soll, oder was für ein Kinderlehrbüchlein er ihnen in die Hände gebe. Und es ist Friede zwischen Katholiken und Reformirten. Und so ist es an andern Orten auch, wo in katholischen Kantonen eine kleinere oder größere Minderheit von Protestanten ist. Man sollte meinen, das könnte umgekehrt auch da so sein, wo die Katholiken in Minderheit sind. Dann wäre überall Frieden im Land. Aber leider! ist es noch nicht überall so. Hoffen wir, daß es so werde!

Doch wie Rom am meisten gehaßt, so auch am meisten geliebt. Rom hat viele Alterthümer noch aus der alten Heidenzeit und sonst viele Sehenswürdigkeiten, jetzt sogar den sogenannten König des „einigen" Italiens innert seinen Mauern. Aber wenn Rom nicht die Stadt der Päpste, die Hauptstadt der katholischen Christenheit wäre, wenn es nicht getränkt wäre durch das Blut des großen Apostelfürsten und unzähliger hl. Märtyrer, Millionen und Millionen, die im Lauf der Zeit nach Rom gepilgert, sie wären nie dahin gekommen. Und ich selbst und die vielen Tausende von Pilgern, die mit mir in Rom waren, sind jedenfalls nicht wegen Viktor Emanuel und auch nicht wegen den Ruinen aus der alten Heidenzeit nach Rom gegangen. Nein! sie sind gekommen aus dem Morgen- und aus dem Abendlande, aus allen Staaten Europa's, wie aus dem fernen Amerika und andern Welttheilen, um zu beten am Grabe des ersten Papstes, des hl. Petrus und um seinem 257sten Nachfolger, Pius IX. ihre Huldigung darzubringen, um den Statthalter Christi zu sehen, seine Worte zu hören und sie zugleich mit seinem Apostolischen Segen hinauszutragen in alle Welt.

Tausende und Millionen kümmern sich wenig um das, was in Paris, in Berlin und in andern großen Residenzen vorgeht. Aber schon hundertmal bin ich von schlichten, einfachen Leuten, die keine Zeitung haben, gefragt worden: Wie geht's in Rom? Was macht der hl. Vater? Und als am 20. Herbstmonat 1870 die Piemontesen die Stadt Rom überrumpelten und sie dem Papst weggenommen, da hat der Viktor Emanuel nicht gerade die schmeichelhaftesten Titulaturen erhalten und ein Schrei der Entrüstung ging durch die ganze katholische Welt über diese ehrlose Schandthat und über die Feigheit und Gewissenlosigkeit, mit welcher die Großen dieser Erde den Papst, dem sie doch zu wiederholten Malen feierlich und eidlich den Kirchenstaat garantirt hatten, so schmählich verlassen oder wohl gar verrathen haben. Mag Rom, weil es die Residenz des Papstes ist, allen Freidenkern und Feinden der katholischen Kirche ein Dorn im Auge, ein Gegenstand des Hasses sein, dem katholischen Volke bleibt es ehrwürdig und heilig als der Mittelpunkt der christlichen Wahrheit und Einheit, als die Mutter aller Kirchen, als die unfehlbare Lehrmeisterin aller Völker in der Glaubens- und Sittenlehre. Was Rom in Sache des Heiles lehrt, das wird von einem Erdpol zum andern in allen Sprachen verkündet und von den Katholiken aller Nationen gläubig aufgenommen. Wer aber anders lehrt, als Rom und wäre er noch so gelehrt und beredt, von dem wendet sich das katholische Volk ab und will nichts von ihm wissen. Das mußte der einst so hochgefeierte Professor Döllinger in München erfahren; sobald er vor paar Jahren mit der Lehre Rom's in Widerspruch kam, konnte er seinen Hörsaal schließen, weil er keine Schüler mehr hatte. Und P. Hyazinth in Paris, einst ein berühmter Prediger, ist verschollen, seit er anders lehrt, als Rom. Und es mag ein sogenannter Bischof auch Inful und Stab tragen, wenn er seine Sendung nicht von Rom hat, so will das katholische Volk nichts mit ihm zu thun haben. Selbst die Neubekehrten auf den entferntesten Inseln des Welt-

meeres nehmen einen Missionär nicht auf, wenn er nicht von Rom gesendet ist.

Die großen und kleinen Regenten sollen's daher nur glauben, daß es nicht so leicht ist, ein ächt katholisches Volk von Rom zu trennen. Was haben nicht die Genfer nnd andere Leut' gethan und gewagt, um das katholische Volk von Rom zu trennen? Man hat den Katholiken ihre Schulen, ihre Kirchen, ihre Priester, ihren Bischof genommen und ihnen dafür abgefallene, glaubenslose Leute aus allen Herrn Ländern als Pfarrer aufgedrungen; man hat die Landjäger mit Wehr und Waffen vor die Hausthüren der Kranken und Sterbenden gestellt, damit ja kein römisch-katholischer Priester denselben den letzten Trost der Religion spende; man hat die treuen Katholiken mit allen erdenklichen Quälereien, mit Geldstrafen, mit Kerker und Banden, mit Exekutionstruppen u. s. w. einzuschüchtern gesucht; man hat selbst die Anbetung des Allerheiligsten polizeilich gestört. Aber die Liebe des katholischen Volkes zu seinem römischkatholischen Glauben, zu seinem rechtmäßigen Bischof und seinen treuen Priestern war stärker, als der Polizeistock. Das Volk konnte dulden, namenlos dulden, Jahre lang dulden bis auf den heutigen Tag; aber von Rom weg — das wollte es um keinen Preis — da hatten sich die Herrn arg verrechnet. Aehnliche Erfahrungen mußte der schlaue, herrschgewaltige Bismark mit dem katholischen Volke Deutschlands machen. Er, der Oesterreich bezwungen und Frankreich mit mächtiger Hand zu Boden geworfen, hatte gemeint, es werde ihm ein Leichtes sein, nun auch seine katholischen Deutschen von Rom wegzubringen. Aber auch er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, d. h. er hatte es nicht berechnet, daß er es mit einem römischkatholischen Volke zu thun habe. Er konnte ihm seine Bischöfe und den Bischöfen ihre Seminarien nehmen, er konnte die Ordensleute in die Verbannung schicken, er konnte die katholischen Kirchen und Schulen schließen, er konnte Tausende von Pfarreien ihrer rechtmäßiger Seelsorger berauben, er konnte seine Staatsgefängnisse mit treuen katholischen Priestern und Laien überfüllen, er konnte namenloses Elend über das katholische Deutschland bringen; wenn er aber meinte, das Volk auf solche Weise mürbe zu machen, daß es endlich von Rom sich lossagen und dem um schweres Geld erkauften altkatholischen Bischof Reinkens huldigen werde, so hatte er sich sehr getäuscht. Das katholische Volk und seine wackern Führer wollten nichts wissen von einem Bischof, der nicht von Rom gesandt war. Treuer als je steht das katholische Deutschland zu Rom und seinem hl. Vater.

II.

Während ich mich diesen und ähnlichen Gedanken und Betrachtungen überließ, wurde ich wie aus einem Traume aufgeweckt durch den Ruf unserer Begleitschaft: Seht dort die Insel Elba! Wir waren nämlich bereits am Meere angelangt und sahen in einiger Entfernung jene kleine Insel, auf welcher Napoleon I. vom 4. Mai 1814 bis 26. Hornung 1815 als abgedankter Kaiser von Frankreich in Verbannung lebte. Nun, die hat mir Gott am rechten Ort erschaffen. Denn wenn die Franzosen und andere Leut', besonders von der Sorte der heutigen Kulturkämpfer etwa nach Rom gehen oder sonst da vorbeifahren, so können sie beim Anblick dieser Insel sich erinnern, wie's dem stolzen Korsikaner, dem sieggewohnten Bonaparte ergangen, nachdem er den Papst angegriffen hatte. Und auch für Napoleon selber war die Insel ganz am rechten Platze. Denn da konnte er nun gegen Rom hinüberschauen und Reu und Leid erwecken und sich sonst seine Gedanken machen über die bekannten Worte, welche schon die hl. Mutter Gottes im Magnifikat von Gott dem Allmächtigen gesungen: „Die Gewaltigen stürzt er vom Throne und die Niedrigen erhöht er.“ Napoleon, einer der gewaltigsten Herrscher, die die Welt gesehen, der mächtige Kriegsheld, vor dem ganz Europa gezittert, sitzt als abgesetzter Kaiser, verwünscht von der ganzen Welt, als Gefangener und Verbannter auf einem Inselchen des Meeres, während Pius VII., dem er Alles geraubt und den er selbst gefangen nach Frankreich geführt hatte, unter dem Jubel des ganzen katholischen Erdbodens triumphirend in Rom wieder einzieht.

Diese Insel wäre ein famoses Merksmarks für große und kleine Herrscher und sie sollten allemal, wenn sie da vorbeifahren, einen rechten Knopf in's Schnupftuch machen, damit sie es nicht vergessen, wie Gott seine hl. Kirche und seinen Statthalter auf Erden nicht ungestraft verfolgen läßt. Aber, wie es scheint, hatte auch Napoleon III., der doch da wiederholt vorbeigefahren, keinen Knopf in's Schnupftuch gemacht und es eben auch wieder vergessen, wie's seinem großen Onkel ergangen, sonst hätte er wohl kaum den Papst Pius IX. so schnöde im Stich

gelassen und dem Viktor Emanuel sogar beim Raub des Kirchenstaates Handlangerdienste geleistet. Vielleicht sind ihm bei Sedan, wo ihm die Deutschen mit dem Schießprügel „gewunken" und ihm die Kaiserkrone für immer vom Haupt geschlagen, die Insel und der Hr. Onkel und auch der Papst wieder in den Sinn gekommen; aber jetzt war's zu spät.

Auch jener bekannte preußische Gesandte, Graf Arnim, als er Anno 1870 im Auftrag Bismarks nach Rom gegangen, um dort den Kampf gegen den Papst und das Konzil anzuzetteln und dem König „Ehrenmann" die Hauptstadt der Christenheit in die Hände zu spielen, hat muthmaßlich, da er bei der Insel Elba vorbeigefahren, auch gerade auf die andere Seite geschaut und eben auch nicht daran gedacht, daß Einer im Himmel lebt, der weiser ist, als alle Diplomaten und mächtiger, als alle Mächtigen der Erde und der die Verfolgungen seiner Kirche und ihres Oberhauptes zu rechter Zeit zu rächen weiß. Vielleicht hat der arme Graf einige Jahre später wieder daran gedacht, als er wegen seinen bösen Händeln mit dem Bismark in der Verbannung und im Elend leben mußte und nicht mehr heim durfte aus Furcht vor dem Zuchthaus, wo ihm sein gestrenger Herr und Meister für mehrjährige unentgeltliche Behausung gesorgt hatte. Aber so sind sie, diese gehässigen Verfolger der Kirche; wenn es ihnen die Geschichte auch mit großen Buchstaben und mit Hunderten von Beispielen vor die Augen malt, wie die Gerechtigkeit Gottes früher oder später mit diesen Christenverfolgern abrechnet, sie glauben es nicht und kehren sich nicht daran, bis endlich die Reihe an sie selber kommt.

Gegen elf Uhr Abends hatten wir das Reisezil dieses Tages erreicht; wir waren glücklich in Pisa angelangt. Trotz der langen Fahrt hatten wir keine gefehlte Minute gehabt; einzig ist meinem Reisegefährten das „Malör" passirt, daß er beim Aussteigen sein schönes Reisehandbuch im Wagen hat liegen lassen und erst daran dachte, als es nicht mehr möglich war, dasselbe zu holen. Denn es war eine solche Menge Volkes ausgestiegen und ein solches Gedränge, daß es einen Winkelried gebraucht hätte, wenn man sich da eine Gasse hätte machen wollen, um nochmal zum Wagen zurückzukehren; und ohne dieß hätten wir unter der großen Menge von Wagen den unsrigen wohl schwerlich mehr gefunden. Also „tröst Gott die lieben Seelen" und dann die 8 Franken, die das Buch gekostet, etwa an einem andern Ort wieder erhauset! Mit diesen Worten suchte sich mein Gefährte zu trösten und wir schoben weiters oder wurden von der erdrückenden Volksmenge geschoben. — Unsere Franzosen, d. h. die Leute, die mit uns im gleichen Wagen gefahren, aber nicht ausstiegen, sondern weiter reisten, werden mit diesem Fund, das heißt mit dem Reisebuch, wohl nicht viel anzufangen wissen, weil sie nicht deutsch verstehen; uns aber kam es übel. Indeß wurde der kleine Aerger im Hotel de Commers mit einem Glas guten Toskaners heruntergespühlt; denn das war über dieß Mißgeschick jedenfalls der beste Tischwein, den wir auf unserer Reise getrunken. Doch wie gut auch der Wein ist, er könnte Einem unter Umständen und bei durstigem Wetter, wie es war, doch einwenig gefährlich werden. Denn in diesem Gasthof ist ein sonderbarer Brauch, wie wir es sonst auf der ganzen Reise nirgends getroffen haben. Da wird nämlich nicht jedem Gast sein besonderer Schoppen oder seine Flasche aufgestellt, sondern es steht auf dem Tisch eine große Strohflasche und da kann jeder Gast nach Belieben einschenken, so oft und so viel er will. Wie's dann der Wirth mit der Rechnung macht, das weiß ich nicht. Er wird etwa nach dem kleinern oder größern Umfang der Gäste ein ungefähres Maß annehmen und jedenfalls schon sorgen, daß er nicht zu kurz kommt. Uebrigens hatten wir uns durchaus nicht zu beklagen; uns hat er gut und billig gehalten.

Pisa, am trüben Fluß Arno gelegen, hat eine prachtvolle, kostbare Domkirche, wie es heißt, aus dem elften Jahrhundert, reich an Alterthümern, Mosaiken und Gemälden der berühmtesten italienischen Künstler; daneben eine ebenso herrliche Taufkapelle aus dem zwölften Jahrhundert. In alten Zeiten wurde nämlich in der Regel nicht in der Kirche getauft, sondern man hatte neben der Kirche eigene Kapellen dafür, welche oft sehr kostbar waren. — Bemerkenswerth ist in der Nähe des Domes ein 142 Fuß hoher runder Thurm ohne Bedachung. Derselbe hat die sonderbare Eigenthümlichkeit, daß er ganz schief gebaut ist, so daß man mit einem gewissen Bangen in seiner Nähe wäre und alle Augenblicke meinte, er falle um, wenn man nicht wüßte, daß er schon Hunderte von Jahren allen Stürmen getrotzt habe. Ein deutscher Baumeister soll ihn so gebaut haben, um seiner Kunst einen Namen zu machen. Nun, es muß unter den deutschen Gelehrten schon vor Altem sonderbare Kauzen gegeben haben. Eine Kunst mag es meinetwegen sein, solch' ein schiefen Thurm zu bauen; aber mir gefiele ein gerader doch besser.

Ueber Pisa ist mein Tagebuch nur mager; denn nachdem wir den Dom und den bemeldten Thurm gesehen, eilten wir auf den Bahnhof, um einen Abstecher nach Florenz zu machen. Wir hätten freilich nicht zu pressiren gebraucht; denn wir mußten noch lange in einem engen Wartsaal, der von Leuten ganz angefüllt war, in unerträglicher Hitze schmachten, bis der Zug abging; und damit das Schwitzbad desto wirksamer sei, hatte man alle Fenster sorgfältig verschlossen. Doch für diese lange Tortur hat uns die Fahrt nach Florenz hinlänglich entschädiget. Der Zug geht durch eine sehr schöne, fruchtbare Ebene mit Kornfeldern, Maulbeerbäumen und Weinreben, in der Ferne mit schönen Hügeln umrahmt. — In Florenz angekommen, war unser erster Gang zu dem königlichen Pallast; zwar nicht etwa, um beim Viktor Emanuel eine Audienz zu begehren; denn der war ja Anno 70 mit Kegel und Kind nach Rom gezogen. Aber einem alten, treuen Diener desselben, der in Florenz geblieben, einem wackern Obwaldner, den ich dem Namen nach kannte und mit dem ich auch einmal in Briefwechsel gestanden, wollten wir einen Besuch machen. Leider! haben wir ihn nicht angetroffen und waren nun ohne Führer. Indessen konnten wir doch im königlichen Pallaste eine Weile herumgehen und die Kunstschätze und Kostbarkeiten desselben besichtigen. Nun das muß man sagen, wenn den Fürsten und hohen Herrschaften sonst nichts fehlte, an schönem „Loschie“ und hübschem Möbel und köstlichem Zeug und Sachen fehlt es ihnen nicht. Was da in diesem Pallaste für ein großer Vorrath ist an Kunstgeweben und Stickereien, an schönen und kostbaren Gemälden und Schnitzwerken aus Elfenbein, an Gold und Silber und Edelsteinen! Man kann's nicht genug bewundern. Unter Anderm sahen wir hier einen Diamanten, der wohl die Größe einer ordentlichen Baumnuß hatte. Aber schon der alte Salamon hatte Ueberfluß an Kostbarkeiten aller Art und war doch nicht zufrieden und glücklich dabei.

Da in Florenz eine unausstehliche Hitze war, so verzichteten wir gerne auf einen längern Aufenthalt. Doch ließen wir uns nicht abhalten, den Glockenthurm bei der Domkirche zu besteigen. Das hat freilich wieder ein gewaltiges Schweißbad gegeben, bis wir die 415 Tritte hinauf gekeucht waren. Indessen ist die prächtige Aussicht, die man droben über die ganze Stadt, die eine der schönsten Italiens ist, genießt, wohl einige Schweißtropfen werth. Der Dom ist von Außen sehr schön von weißem und schwarzem Marmor; in's Innere kamen wir nicht, denn er war geschlossen; ebenso die in der Nähe stehende Taufkapelle. — Von der großen Hitze zum Verschmachten geplagt und von den Wirthen nicht übel geschunden, kehrten wir nach Pisa zurück.

Des andern Tages brachte uns die Eisenbahn nach Genua. Auf dem Weg passirten wir eine kleine Ortschaft, wo die Häuser von oben bis unten von lauter Stroh gebaut waren; sie hatten ungefähr die Form von Zelten und keine Fenster. Uebrigens haben die Leute darin „Schatten und Schärmen“ und recht viel mehr verlangt der Italiener nicht und ist vielleicht glücklicher dabei, als manche große Herrn in ihren Palästen! In dieser Gegend sahen wir besonders viele Oelbäume mit kleinen gelblichen Früchten. — Hier herum werden häufig Frauenspersonen für den Wärtnerdienst bei Eisenbahnen verwendet, was gar nicht unpraktisch ist. Während die Männer als Maurer oder Straßen- und Eisenbahnarbeiter in die Fremde gehen, können die Frauen daheim auch noch etwas verdienen; und ich wüßte nicht, warum das „Weibervolk“ nicht ebenso gut diesen Dienst versehen könnte, als die Männer; und der große Hut steht ihnen gar nicht übel. Daß sie ihre Sache recht machen und daß man in Italien überhaupt sorgfältige Leute bei den Eisenbahnen hat, geht daraus hervor, daß es meines Wissens wohl selten in einem Lande so wenig Eisenbahnunglück gibt, wie in Italien.

Auf unserer Fahrt sahen wir in einiger Entfernung einen mittelmäßig hohen Berg, wo stellenweise noch bedeutend Schnee zu sein schien. Es war anzusehen, wie wenn bei uns daheim im Frühling in unsern Bergen noch da und dort an einzelnen Stellen der Lawinenschnee noch nicht geschmolzen ist. Aber da der Berg nicht sehr hoch ist, so konnten wir doch nicht recht begreifen, wie in Italien und zwar im Brachmonat noch solche Schneeflächen sein können; und frisch geschneit hatte es auch nicht und von einem Hagelwetter hatten wir auch nichts gemerkt. Nach längerm Rathen und Räthseln klärte sich die Sache auf; es waren die weltberühmten Steinbrüche von weißem karrarischem Marmor. Es hatte dieß für uns desto mehr Interesse, weil unser Winkelried-Denkmal aus solchem Gestein gemacht ist.

Man muß sich nicht verwundern, daß die Italiener immer dabei sind, wenn etwa ein großes Loch durch einen Berg gemacht werden muß. Denn das „Lochen“

haben sie schon daheim lernen können, bis nur alle Tunnel gebaut waren, durch die wir auf unserm Weg nach Genua gefahren sind. Ich habe sie nicht gezählt, aber es wird wohl nicht übertrieben sein, wenn ich sage, daß wir auf einer verhältnißmäßig kurzen Strecke wohl gegen 30 kleinere und größere Tunnel passirt haben. Es war das wohl eine der langweiligsten Fahrten, die wir auf unserer ganzen Reise gemacht haben. Einigen Ersatz dafür bietet jedoch, wenn man wieder einmal an's Tageslicht kommt, der Ausblick auf das Meer; denn die Eisenbahn fährt meistens dem Meere entlang, wie die Axenstraße oder die Gotthardbahn am Urnersee. Und heute war das Meer so wunderschön blau, wie wir es nie gesehen hatten. — In einer Ortschaft sahen wir mehrere mit bunten Farben bemalte Häuser. Sie stechen eigenthümlich ab zu der öden, steinigen Gegend.

III.

In Genua hatten wir von unserm Gasthof eine prächtige Aussicht auf den Meerhafen, wo Hunderte von Schiffen aus allen Weltgegenden zu sehen waren. Einige derselben waren drei- bis vierhundert Fuß lang. Um dieselben in der Nähe zu sehen, ließen wir uns einige Zeit in einem Schifflein herumführen. Von da aus konnten wir auch die Stadt und ihre Umgebung mit ihren anmuthigen grünen Hügeln, schönen herrschaftlichen Landhäusern, Schlössern und Anlagen und im Hintergrund die hübschen Alpen überblicken. Genua ist so schön, daß es in meinen Augen selbst mit Neapel einen Vergleich aushalten kann. Wir sahen auch mehrere sehr schöne Kirchen. Indessen war unser Aufenthalt zu kurz, als daß wir viele Merkwürdigkeiten hätten sehen können. Zudem war es sehr heiß, so daß wir wenig Lust hatten, lange in der Stadt herum zu laufen. — In Genua hatten wir auch die Erfahrung machen können, was für eine Rarität das Eis in Italien sein muß. Als wir nämlich in unserm Gasthof eine kleine Erfrischung nahmen und bemerkten, wie an einem andern Tisch ein Herr zur Abkühlung des Weines etwas Eis verlangte, so ersuchten wir den Kellner, auch uns ein Stücklein zu geben. Mit größter Bereitwilligkeit legte er mir und meinem Gefährten ein solches ungefähr von der Größe einer Nuß in's Glas. Nun, den lauen Wein hat es nicht übel abgekühlt, aber auch unsern Uebermuth bedeutend heruntergestimmt; denn diese Portion Eis kostete uns 8 Batzen. Und wir machten zum bösen Spiel eine gute Miene und den festen Vorsatz, hinfüro in Italien den Wein ohne Eis zu trinken und haben ihn getreulich gehalten. Wir waren übrigens nun bald am Ziel unserer italienischen Rundreise; denn des andern Morgens wollten wir nach Mailand, wo wir vor zirka 6 Wochen unser Rundfahrt-Billet gelöst hatten.

Als wir im Bahnhof zu Genua unter einer großen Volksmenge auf die Abfahrt des Zuges warteten, waren auch die Franzosen wieder da, welche vor 4 Tagen mit uns von Rom nach Pisa im gleichen Wagen gefahren waren. Da sie uns erblickten, kam eine der Damen auf uns zu und fragte uns, ob wir nicht am letzten Montag Abends beim Aussteigen in Pisa ein Buch vergessen haben? Als wir es bejahten, öffnete sie ihre Sporte und übergab meinem Gefährten zu unserm großen Erstaunen und nicht geringer Freude sein Reisehandbuch. Sie hatte dasselbe nach unserm Aussteigen bemerkt und da es deutsch war, vermuthet, es möchte uns gehören. Da der Zug gleich wieder abgefahren und sie gedacht, dasselbe sei für uns so wie so verloren, so hatte sie es als herrenloses Gut zu Handen genommen, mit der guten Meinung, wenn es Gott fügte, daß wir uns auf der Weiterreise noch einmal treffen sollten, es uns zurückzustellen. Und Gott hatte es gefügt und gegen alle Wahrscheinlichkeit und gegen alles Hoffen war mein Begleiter so glücklich, wieder zu finden, was er für immer verloren glaubte.

Zu diesem unverhofften Glück gesellte sich, wenigstens nach unsrer unmaßgeblichen Meinung, ein glücklicher Gedanke. Nach unserm Eisenbahnbillet hätten wir jetzt von Genua nach Turin und von Turin nach Mailand fahren müssen. Hingegen kann man, wenn man will, von Genua direkt über Alleßandria nach Mailand fahren, ohne daß man nach Turin muß. Da nun diese Fahrt kürzer ist, als über Turin und wir Turin schon gesehen und den Weg von dort nach Mailand schon gemacht hatten, so haben wir gedacht, es sei doch gescheider, wenn wir den kürzern Weg einschlagen und durch eine Gegend reisen, die wir sonst nicht hätten sehen können Wir waren also einig, den kürzern Weg zu wählen; und mein Reisegefährte nahm all' sein Italienisch zusammen und parlamentirte mit dem Eisenbahnbeamten am Schalter; derselbe gab unserm Plan seine Genehmigung und wir dampften frohen Muthes

ab. Allein wir hatten wieder einmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht, das heißt, ohne den Stationsvorstand von Allessandria. Der strich bedenklich seine Schnäuze, als ihm unser Billet vorgewiesen wurde und machte ein Gesicht dazu, wie ein Landjäger, wenn er einen Handwerksburschen ob dem Bettel ertappt. Und sein Urtheil lautete, daß wir unbefugt gefahren; wir mußten ein paar Fränklein blechen und dann ließ man uns wieder laufen, das heißt unsere Fahrt fortsetzen. Und wir waren um eine schöne Lehre wieder reicher geworden, nämlich daß der kürzere Weg nicht immer der bessere und ein guter Krumm nicht viel um. Uebrigens ging die Fahrt glücklich von statten und wir sind noch besser davon gekommen, als eine Frau, die mit uns im gleichen Wagen gefahren. Dieselbe hätte bei der Station so und so (den Namen weiß ich nicht mehr) aussteigen sollen, hatte es aber verschlafen und war so um ein paar Stunden weiter gefahren, als sie wollte. Als nun der Irrthum bemerkt wurde, mußte sie auch nachzahlen, wurde noch weidlich „ausgeschumpfen" und war dann erst noch lange nicht an Ort und Stelle. Wir aber waren um halb 1 Uhr glücklich und wohlbehalten wieder in Mailand. Unsere erste Visite galt unserm lieben Landsmann im erzbischöflichen Seminar, der sich uns mit Erlaubniß der Obern bereitwilligst für den ganzen Nachmittag zum geselligen Unterhalt zur Verfügung stellte. In fremden Landen ist ein guter Bekannter doppelt werth. Da wir von der Reise und der langen Fahrt etwas ermüdet waren und ohnehin vor paar Wochen in Mailand uns schon etwas umgesehen hatten, so wollten wir dießmal nicht lange mehr in der Stadt herum gehen; wir zogen es vor, nach einem nochmaligen kurzen Besuch des Domes im kühlen Schatten einer deutschen Restauration uns ein wenig zu erquicken und von Neuem und Altem mit einander zu reden. Wenn man so anderthalb Monate lang durch so viele Städte gereist und so viele Merkwürdigkeiten und Alterthümer gesehen hat, wird man eigentlich satt und müde und es thut Einem wohl, wieder einige gemüthliche Stunden im engern Freundeskreise mit einander zu verleben. — In Mailand trafen wir noch einmal mit jenem freundlichen römischen Hauptmann aus Graubünden zusammen, der in Rom gewöhnlich in der gleichen Restauration mit uns gespeist und uns, da er mit den römischen Verhältnissen wohl bekannt war, immer sehr gut unterhalten hatte.

Des andern Morgens gleich nach 6 Uhr waren wir schon reisefertig auf dem Bahnhof, um mit dem nächsten Zug nach Arona zu fahren. Derselbe ging zwar erst um halb 7 Uhr ab; allein da wir auf der ganzen Reise die Eisenbahn nie verspätet hatten, so sollte uns jetzt nicht zu guter Letzt noch ein solches „Malör" begegnen; wir hätten uns ja schämen müssen, wenn's der Kalender vernommen und an die große Glocke gehängt hätte. Und doch hat es kein Haar gefehlt, so wäre uns dieses fatale Mißgeschick passirt, was um so trauriger gewesen wäre, weil wir die Allerersten auf dem Bahnhof waren und schon lange mit dem Billet in der Hand auf den Abgang des Zuges gewartet hatten. Ein Glas Bier rettete uns mit knapper Noth vor Schaden und Schande. Wir hatten uns nämlich zu größerer Sicherheit mit unserm wackern Bündnerhauptmann bereits in der nächsten Nähe des abgehenden Zuges postirt. Die Uhr in der Hand, sagte mein Reisegefährte, es sei noch Zeit, er wolle noch schnell im Bahnhof ein Glas Bier nehmen, es werde vielleicht lange gehen, bis wir wieder etwas bekommen. Tausend Dank demjenigen, der das Bier erfunden hat! Denn kaum hatte mein Gefährte das Glas an den Mund gesetzt, so vernimmt er, daß wir da ganz am „lätzen" Ort warten und daß wir die höchste Zeit haben, in einen andern Zug einzusteigen. Wir laufen, was wir laufen konnten und kaum im Wagen — Pfiff! und der Zug geht ab und Geld und Ehre war gerettet. Wäre meinem Gefährten ein Glas Bier nicht zur rechten Zeit in Sinn gekommen, — der Zug wäre ohne uns abgefahren. Ob es in diesem Fall an uns gefehlt hätte, oder an den Eisenbahn-Angestellten, das hätten dann in spätern Zeiten die Geschichtsforscher untersuchen müssen.

Von Mailand nach Arona ist eine fruchtbare Ebene. Es scheint, daß hier das frische Laub der Maulbeerbäume einen ordentlichen Handelsartikel bildet; denn auf der Eisenbahn wurde eine große Menge desselben auf- und abgeladen. — Seit ca. 14 Tagen hatten wir keinen Regen mehr gehabt. Wie wir aber der Schweiz näher rückten, drohte es zu regnen, doch blieb es dießmal bei der leeren Drohung, was uns besonders lieb war, weil wir jetzt auf den schönen Langensee kamen. Von hier aus sahen wir die berühmte große Statue

des hl. Carolus Borromäus; sie ist von Erz und hohl, so daß man inwendig auf einer Stiege bis in's Haupt hinaufsteigen kann. — Das Dampfschiff, auf dem wir gefahren, war sehr schön und die Kajütte möglichst glanzvoll ausgestattet. — Die Fahrt bis nach Lokarno ist sehr lang, aber bei gutem Wetter wunderschön. Den Glanzpunkt bilden die borromäischen Inseln, so genannt, weil sie der durch den hl. Karl besonders berühmt gewordenen Mailändischen Familie Borromäo gehören. Hier hat Natur und Kunst ein wahres Paradies geschaffen. Zwei dieser Inseln sollen eigene Pfarreien sein, die eine mit 100, die andere mit 300 Seelen.

Auf dieser Fahrt haben wir auch den großen Steinbruch gesehen, aus welchem viele kolossale Granitsäulen für die St. Paulskirche in Rom gebrochen wurden. Wenn man die ungeheure Größe dieser Säulen und den weiten Weg bis nach Rom in Betracht zieht, so hat man da abermals, wie ich schon früher sagte, einen Beweis, daß Rom keine Wege zu weit und keine Kosten zu groß sind, wenn es gilt, irgendwo etwas Schönes und Großartiges für seine herrlichen Tempel und zur Verherrlichung Gottes zu gewinnen. Und das ist recht. Unser göttliche Heiland hat auch keine Opfer gescheut und Kostbareres, als Gold und Silber dargegeben für unser Heil; es ist also nur billig, daß wir nach unsern Kräften auch Opfer bringen zu seiner größern Ehre und Verherrlichung. Ich bin freilich auch nicht der Meinung, daß man bei Kirchenbauten und Kirchengeräthschaften über das Menschenmögliche hinausgehe und sich unbesonnen und gedankenlos in Schulden stürze, die man niemals mehr los werden kann. Sagt ja der Heiland selbst: „Wer von Euch, der einen Thurm bauen will, wird sich nicht zuvor niedersetzen und die nöthigen Kosten überschlagen, ob er auch habe, um auszulangen?“ Aber, wo man's hat und vermag, soll man auch nicht so knauserig sein gegen den lieben Gott. Am Ende ist doch, wie schon David gesungen, die ganze Erde des Herrn! Und wenn wir Gold und Silber und Edelsteine und andere Kostbarkeiten zu seiner Ehre verwenden, so geben wir ihm nur vom Seinigen! Und dann ist es wohl besser angewendet, als wenn wir's nur zu unserm eigenen Luxus verbrauchen. D'rum nimmt es sich gar sonderbar aus, wenn man oft an Ort' und Enden das Haus Gottes in einem elenden, verwahrlosten Zustand findet und daneben Palläste, wo kein Nagel fehlt und Alles auf das Köstlichste ausgebaut ist. Da sieht man oft Kirchen und Kapellen so vernachlässigt, daß der Priester am Kirchweihfest im Eingang der hl. Messe die Worte des Psalmisten nicht gar zu laut beten darf, wo es heißt: „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, o Herr der Heerschaaren!“ Passender betet er da: „Schrecklich ist dieser Ort!“ Und oft findet man Blumen auf den Altären, daß das Weibervolk, wenn es solche auf den Hüten hätte, in keine Kirche mehr hinein dürfte. Und die Bilder sehen oft aus, als wären sie mit unsern Vätern bei Morgarten und Sempach in blutiger Schlacht gestanden; hier ein Bein ab, dort ein Arm gebrochen; hier eine Hand ohne Finger, dort ein Fuß ohne Zehen! oder so recht grausige Gesichter, daß der Beherzteste kaum vorbei dürfte, wenn er in einem Wald ein solches hinter einem Baum bemerkte. Und die Paramente „verhurschet“ und zerrissen, daß man meinen möchte, die ehrsame Schneiderzunft sei ausgestorben weit und breit im Lande. Da wüßte der bekannte „Sack-Franz“ etwas zu erzählen. Uebrigens sei Gott gedankt, in den letzten Jahrzehnten sind viele große Opfer gebracht worden für Restauration und Verschönerung der Gotteshäuser. Es ist aber auch ganz recht. Denn unsre Väter haben uns durchweg schöne Kirchen gebaut und Mühe und Kosten nicht gescheut, um Gott eine möglichst würdige Wohnung zu bereiten. D'rum hab' ich auch einen besondern Respekt vor den Sachslern bekommen, als ich einmal weit hinten im Melchthal den Felsenblock gesehen, aus welchem sie vor 200 Jahren die schönen Marmorsäulen für ihre prachtvolle Kirche gebrochen haben. Es nimmt Einen nur Wunder, wie sie dieselben bei den damaligen Verkehrswegen und Transportmitteln nach Sachseln gebracht haben. Aber zur Ehre Gottes und des sel. Bruder Klaus haben sie's gewagt und Kosten und Strapazen nicht gescheut und es ist ihnen gerathen. — Auch unsren seligen Vorfahren, welche unsre herrliche Pfarrkirche in Stans erbaut und den schönen schwarzen Marmor mit den weißen Adern nicht gespart, sei's von Herzen gedankt! Leider! müssen ihre spätern Nachkommen nicht so viel Sinn für Kunst und Schönheit gehabt haben, sonst hätten sie die herrliche marmorne Kommunionbank nicht weggethan und die Altartische nicht mit unförmlicher

Stukaturarbeit so verunstaltet. Uebrigens könnten sie zur Entschuldigung sagen, daß es Andere auch nicht besser gemacht haben. Freilich ein schlechter Trost; aber wahr ist es doch. Es hat ja eine Zeit gegeben, wo man in berühmten Domkirchen prächtige alte Wandgemälde einfach mit Gyps überstrichen und schöne gothische Monstranzen an beschnittene und unbeschnittene Juden verkaufte und aus dem Erlös form- und geschmackloses Zeug fabrizieren ließ, das kaum den Macherlohn werth ist. Indessen ist wieder ein besserer Geist im Anzug.

IV.

Als auf dem Dampfschiff ein deutscher Reisender erzählte, wie ihm in Verona 700 preußische Thaler in Banknoten, die er wohlverwahrt in seiner Brusttasche bei sich getragen, gestohlen worden seien, vernahmen wir als Seitenstück, daß auch einem unsrer Schweizerpilger in Rom und zwar in der St. Peterskirche einige hundert Franken auf gleiche Weise abhanden gekommen seien. Da waren denn doch mein Reisegefährte und ich glücklicher. Geschunden wurden wir wohl auch hie und da; jedoch gestohlen wurde uns auf der ganzen Reise nichts, mit Ausnahme meines Stockes, wie ich früher einmal erzählte. Die Diebe und Gauner müssen uns angemerkt haben, daß da nicht viel zu entheben wäre.

Als wir in Lokarno an's Land gestiegen, hätte ich, wenn's mir um's Singen gewesen wäre, singen mögen: Heil dir Helvetia! Nun sind wir auch wieder da! Denn wir waren jetzt wieder auf Schweizerboden. Und wenn wir Katholiken und besonders wir Geistliche auch, wie man uns immer vorwirft, unser Vaterland in Rom haben und in den Augen unserer Gegner kein vaterländischer guter Faden an uns ist, so freuten wir uns doch recht von Herzen, als wir nach vielen Wochen jenes Land wieder betraten, das wir unser Vaterland nennen. Aber gesungen haben wir doch nicht. Denn in die Freude mischte sich eine gewisse Wehmuth, als wir dachten, wie dieses brave, katholische Volk von Tessin so viele Jahre lang von einem feindseligen Parteiregiment geknechtet und in seinen religiösen Gefühlen auf's Tiefste gekränkt und verletzt worden ist und auch heute noch verläumdet und stiefmütterlich behandelt wird. Dem Häuflein Altkatholiken, als sie noch kaum trocken hinter den Ohren waren, hat man in aller Eile einen „Bischof" gegeben, obschon sie ihn nicht sehr viel brauchen; hingegen das brave Tessinervolk wartet jetzt schon über 20 Jahre auf einen; aber bis dato immer umsonst.

Unser erster Gang war nach dem Bahnhof, um unser Billet nach Biaska zu lösen; denn bis dort war die Eisenbahn schon gebaut. Wir hatten aber die liebe Noth, uns durch einen ganzen Rudel von Buben hindurch zu arbeiten, welche mit einer Zudringlichkeit, die der Italienischen ebenbürtig zur Seite steht, uns unser Gepäck zum Bahnhof tragen wollten. Wir wären ihnen aber wohl kaum Meister geworden, wenn nicht ein wackerer Landjäger mit dem Polizeistock sich in's Mittel gelegt und uns erlöst hätte. — Man reiset sonst im Allgemeinen nicht besonders gern mit Landjägern, wenn auch ihr Stand sehr ehrenwerth und nützlich ist. Aber da wären wir doch froh gewesen, wenn der brave Mann mit uns gekommen wäre bis nach Biaska; denn wir hätten ihn dort noch einmal brauchen können „von wegen" den Kutschern. Ich habe eine gewisse Vorliebe für die Tessiner; d'rum will ich es jetzt nicht in den Kalender thun, wie man uns und zwei reisende Hessen, die mit uns einen Zweispänner nach Eriels bestellten, wegen der Fahrtaxe ein wenig hinter dem Ellbogen ergreifen wollte. Uebrigens ging unsere Fahrt von Biaska nach Eriels glücklich von statten. Nur haben wir, weil es bald einmal Abend und Nacht wurde, vom Tessin, besonders vom obern Theil desselben, nicht sehr viel gesehen. Und von Faido nach Eriels hat eine Nachtfahrt etwas Schauerliches.

Die Geisterstunde war im Anzug, als wir in Eriels bei der Post abstiegen. Hier wurden wir sehr freundlich aufgenommen und zwar nach Langem wieder zum erstenmal auf deutsch. Eriels oder Airolo ist zwar noch welsch, wie der ganze Kanton mit Ausnahme eines einzigen Dörfleins, Bosko, wo merkwürdigerweise deutsch gesprochen wird. Aber da Airolo am Fuß des St. Gotthard liegt und mit Uri und der deutschen Schweiz viel verkehrt, so lernen die Leute auch deutsch oder haben in den Gasthöfen deutsche Bedienstete. Das Gleiche hatten wir übrigens schon weiter unten, z. B. in Faido wahrgenommen. Eriels ist seit her zu einem großen Theil abgebrannt, wird aber ohne Zweifel schöner aus Schutt und Asche auferstanden sein, als es vorher war.

Nachdem wir kurz und gut geschlafen, stiegen

wir mit unsern zwei freundlichen Hessen in einen Zweispänner, um über den Gotthard zu fahren; wohl das letzte Mal; denn bis wir wieder einmal in's Welschland fahren, wird uns wohl das Dampfroß durch den Berg hindurch nach Eriels bringen. Das drei Stunden lange Gotthardloch ist ja gegenwärtig schon so weit fertig, daß bereits im letzten Winter bei ungünstiger Witterung die italienische Post durch dasselbe nach Uri spedirt worden ist; und man sagt, daß eh' der 82ger Kalender unter das alte Eisen geworfen wird, die Gotthardbahn eröffnet werden soll. Da werden jedenfalls die armen geplagten Postpferde und andre Roß' und Mann nichts dagegen haben. Wenn die Meister gewesen wären, der Gotthard hätte schon lang ein Loch.

Auf unsrer Fahrt kamen mir oft die armen Welschen und andre Leut' in den Sinn, die da Jahre lang tief unten in den Eingeweiden dieses Bergriesen unter unsäglichen Strapatzen und Gefahren gewühlt und gehackt, gepülvert und geschaufelt, gearbeitet und geschwitzt, um kümmerlich ihr tägliches Brod zu verdienen. Und ich dachte an die Hunderte, welche dabei um's Leben gekommen sind und wünschte ihnen die ewige Ruhe; auf der Welt hatten sie keine gehabt. Wenn ich etwas dazu sagen könnte, so müßte mir die Gotthardbahn-Gesellschaft oder der Bundesrath für diese im heißen Kampf mit den Elementen Gefallenen in Göschenen und in Eriels ein großartiges Jahrzeit mit „Omnibus" stiften. Verdient hätten sie's wohl und die Kosten wären vielleicht an einem Abend am „Schampanier" erspart.

Eine Stunde unter dem Gotthard-Hospizi auf der Tessiner-Seite ist eine kleine Weinschenke; da wurde Halt gemacht; wir mußten aussteigen und auf die Schlitten warten; denn obschon wir schon den 9. Brachmonat hatten, war gleichwohl vom Winter her noch eine solche Masse Schnee, daß man mit einem Räderfuhrwerk unmöglich durchkommen konnte. Eine große Zahl von Schneebrechern war beschäftiget, mit Schaufeln und Hauen einen Weg durch den Schnee zu bahnen. Dieselben hatten ihr Angesicht mit Nastüchern möglichst verhüllt und ihre Augen mit einer blauen Brille geschützt. Ohne diesen Schutz müßten die armen Arbeiter bei dem grellen Sonnenschein ganz schneeblind werden und um ihr Augenlicht kommen; auch würde in ihrem Angesicht die Haut sich gänzlich abschälen. Da thäte ein tüchtiger Vollbart auch gute Dienste. Es ist doch eine der dümmsten Moden, das Bartabhauen, besonders wenn man unter ein schlechtes Messer kommt. Uebrigens beten die Messerschmied' und Seifensieder und die Rasierer und das ehrbare Handwerk der Schleifer ja auch um's tägliche Brod und ich möchte ihnen hiemit nicht „z'Böseſt" geredt haben.

Unsre Schlittenfahrt dauerte etwa zwei Stunden lang. Mein Reisegefährte und ich waren im gleichen Schlitten neben einander; ich ließ ihn auf die rechte, das heißt auf die obere Seite sitzen, was sehr vorsichtig und gut war, ansonst es etliche Mal einen ganz gewaltigen Umsturz gegeben hätte; so aber blieb das „Europäische Gleichgewicht" möglichst erhalten und die Fahrt konnte eine leidentliche genannt werden. Auch war es nicht kalt und an sonnigen Abhängen weideten vergnüglich Ziegen und Schafe und auch Rindvieh. An einigen Stellen war der Weg durch den Schnee so tief ausgehauen, daß wir zwischen zwei Schneemauern von 15—18 Fuß Höhe hindurchfahren mußten. Als es dann vom Hospiz weg wieder bergab ging, da hieß es besonders fest im Sattel sitzen; und wir mußten uns oft aus Leibeskräften am Schlitten festhalten, wenn wir nicht kopfüber dem Pferd unter die Eisen kommen wollten. Den Gotthardfuhrleuten, mit Wagen oder Schlitten, fürchtet's übrigens nicht so bald. — Nun, eine solche Sommerfahrt über den Gotthard hat auch ihren Reiz, wenn man mit heiler Haut davon kommt; und das sind wir; indessen waren wir doch froh, als wir halb lahm und wie gerädert wieder in einen Wagen steigen konnten.

Von Hospenthal über Andermatt und durch's Urnerloch dem Unterlande zu, ist, wenn man auch schon mehrmal den Weg gemacht, immer wieder eine schöne und interessante Fahrt, wenn man nämlich gut Wetter hat, wie wir es wirklich gehabt. Diese schöne Ebene des Urserntthales, umrahmt von hohen Alpen und Gebirgen, diese gewaltige Teufelsbrücke über die tobende, hochschäumende Reuß, diese kunstvoll angelegte, durch schauerliche Schluchten sich windende Straße, diese kolossalen Felsen durch die Schölenen hinunter, kurz der Anblick alles dessen, was da Gott und Menschenhände geschaffen, lassen es Einen fast gar bedauern, daß man ein Loch durch den Gotthard gemacht. Indessen werden Geschäfts- und andere Leut' meinen, wenn etwa Einer lieber über den

Berg wolle, so soll's ihm auch fürderhin nicht verwehrt sein; sie aber fahren durch's Loch. Und da haben sie eigentlich recht; ich thät's am Ende selber auch. Hat man Freud' an hohen Bergen und schauerlichen Abgründen, an Schluchten und Felsen, an großartigen Brücken und Bauten, nun so bekommt man dieß Alles auch auf der Gotthardbahn genüglich zu sehen im Urnerland wie ennet dem Berg.

In Göschenen meinten wir in ein italienisches Städtchen zu kommen, so sehr wimmelte es da von Welschen. Wer dieses Dörflein vor vielen Jahren gesehen und es heute wieder sieht, der kennt sich nicht mehr aus. Da wird niedergerissen und aufgebaut und um- und an- und neugebaut, da bekommt ein altes Haus ein neues Kleid, dort ein anderes einen neuen Hut, hier neue Fenster, dort neue Stiegen, kurzum das ganze Dorf einen neuen Anstrich. Es ist daher nur billig, daß Göschenen auch eine neue Pfarrei geworden ist. Möge bei all' dem Neuen der alte religiöse und vaterländische Urnersinn sich erhalten für alle Zukunft! Mit diesem Wunsch zogen wir bergabwärts dem freundlichen Altdorf zu. Da uns in Altdorf nur ein Gasthof so halb und halb bekannt war, so wollten wir dort unser Nachtquartier nehmen und beorderten also unsern Fuhrmann, dahin zu fahren. Derselbe aber muß mit unsrer Ordonnanz in's Geheim nicht einverstanden gewesen sein; denn er hat uns bei einem andern abgeladen, wo wir übrigens auch gut aufgehoben waren. — Da im ehrwürdigen Frauenkloster zum hl. Kreuz sich mehrere ehemalige Pfarrkinder von Stans befinden, und zwar nicht von der schlechteren Sorte, so wollte ich Altdorf nicht verlassen, ohne ihnen einen Besuch abzustatten und ihnen zu danken für das fromme Gebet, das sie uns auf die Reise nachgeschickt hatten. Auch folgte ich gerne ihrer gütigen Einladung, des andern Morgens daselbst die hl. Messe zu lesen. Wenn die Klosterfrauen sonst nichts nützten, als daß sie für uns beteten und uns mit gutem Beispiel vorleuchteten, wie man das Haus Gottes und die Altäre und alle Meßkleider immer schön sauber und reinlich erhalten soll, so wären sie schon jedenfalls kein Landschaden. Uebrigens leisten sie auch sonst viel Gutes; aber weil sie's nicht gewohnt sind, Alles an die große Glocke zu hängen, sondern in stiller Bescheidenheit ihrem Berufe leben, so glaubt mancher Tagdieb, sie nützen nichts; oder wenn er es auch nicht glaubt, so sagt er's doch, weil er meint, es gehöre so zum guten Ton. Und gesetzt auch, sie thäten nichts, als im Stillen Gott dienen und ihre Seelen selig machen, so hätten sie am Ende ihres Lebens unendlich mehr gethan, als Tausende von denen, die über sie den Stab brechen. Und wenn man übrigens Alles, was der Welt nichts nützt, wegthun wollte, so meinte ich, man müßte noch lange, lange nicht mit den Klosterfrauen den Anfang machen; man hätte in der Welt selber so viel Unnützes abzuschaffen, daß es die armen Klosterfrauen schwerlich mehr erlebten, bis „Tur und Rang" an sie käme. Doch jetzt muß ich mit diesen Betrachtungen abbrechen, sonst könnten wir noch das Dampfschiff in Flüelen verspäten; und das wäre wohl eine fatale Geschichte, weil wir schon heimgeschrieben hatten, daß wir am Sonntag nach Hause kommen werden.

Hatte es uns schon im Tessin „angeheimelt", daß wir wieder auf Schweizerboden waren, so war dieß noch weit mehr der Fall, als wir unsern unvergleichlich schönen Vierwaldstättersee hinunter gefahren, wo uns die lieben Unterwaldner-Berge so freundlich entgegen winkten. In Beckenried hocherfreut an's Land gestiegen, wurden wir zu unsrer großen Verwunderung von einer Abordnung des w. w Kirchenrathes von Stans auf das Herzlichste bewillkommt und nach der lieben Heimath begleitet, wo eine neue Ueberraschung auf uns wartete. Priesterschaft, Behörden und Volk, die liebe Schuljugend an der Spitze, hatten sich versammelt, um uns freundlichen Gruß und Willkomm entgegen zu bringen und uns zur Pfarrkirche zu geleiten, um da gemeinsam mit uns Gott dem Herrn zu danken für unsre glückliche Reise und frohe Heimkehr. Beim Pfarrhof vom Präsidium des Gemeinderathes in herzlicher Ansprache begrüßt und nachher vom Kirchenrathe freundlichst bewillkommt und bewirthet, wurde ich beim Eintritt in mein Wohnzimmer mit einer neuen, großen Ehre und Freude überrascht, indem über meinem Schreibtisch das prachtvolle, wohlgelungene Porträt des hl. Vaters, Pius IX. in Lebensgröße aufgestellt war, ein Kunstwerk und Geschenk des unvergeßlichen Paul von Deschwanden.

Allzu viele Ehren für einen armen Landpfarrer. Aber sie galten eben dem Römerpilger; ein neuer Beweis, wie Rom beim katholischen Volke in hohen Ehren steht. Wäre ich nach Paris gegangen an die Weltausstellung oder nach Wien an's Schützenfest oder endlich an eine silberne oder goldene Hoch-

zeit eines fürstlichen Ehepaares, so hätte wahrscheinlich bei meiner Heimkunft kein Hahn nach mir gekräht und die Leute hätten höchstens ausgerechnet, wie viel es mich gekostet und wie wenig es mich genützt, oder sie hätten gar gemurrt, daß ich bei Allem sein wolle und nie daheim sei. Hingegen weil ich nach Rom gepilgert zum Jubelfest des hl. Vaters und zu den Gräbern der Apostelfürsten Petrus und Paulus und weil ich meiner Pfarrei den Segen Pius IX. heimgebracht, so hat man mir meine Freude wohl gönnen mögen und den Römerpilger bei seiner Rückkehr mit Ehren empfangen. Und in diesem Sinn aufgefaßt, hat mich auch der ehrenvolle Empfang von Herzen gefreut. Und hiemit ist mein Tagbuch über meine Romreise zu Ende und ich schließe mit dem Wunsche, es möchte recht Vielen die Freude zu Theil werden, auch einmal nach Rom zu pilgern und wenn ich jünger wäre, so ginge ich noch einmal gar gerne mit ihnen.

Stans, an St. Wolfgang 1881.

R. Niederberger,
Pfarrer.

Mathias Barmettler,
Pfarrer in Stans, gestorben 8. Jan. 1658.

Wenn wir das Leben dieses sehr geprüften und braven Pfarrers Mathias Barmettler*) dem Leser des Nidwaldner Kalenders zu erzählen uns vorgenommen haben, so darf er nicht eine in's Einzelne gehende Nachricht über dessen Kindheit, Jünglings- und Mannesalter erwarten; dazu fehlen uns die bezüglichen Quellen. Erst mit seinem Eintritte in's öffentliche Leben als Seelsorger lernen wir ihn recht kennen und gewissermaßen bewundern.

Ungefähr im Jahre 1579 erblickte er das Licht der Welt zur Freude seiner Eltern, des Balzer Barmettler und der Anna Hasler, wahrscheinlich zu Ennetmoos. Gerade in sein Geburtsjahr fällt die Gründung des berühmten Kollegiums zu Mailand für katholische Schweizerjünglinge, dessen Zögling er später wurde. Bekanntlich hat der große heilige Erzbischof und Cardinal Karl Borromäus mit dem Papste Gregor XIII. im Jahre 1579 dieses Seminar gestiftet, damit Jünglinge aus der Schweiz und Rhätien dort in den zum Priesterthum erforderlichen Wissenschaften unterrichtet und zu sittenreinen Priestern, deren die damalige Zeit so sehr bedurfte, herangezogen werden. Um diese Zeit, wo der Abfall vom Glauben groß und die Sittenlosigkeit allseitig höchst beklagenswerth waren, besaß die Schweiz keine Anstalten, an welchen katholische Theologen die unverfälschte Lehre der römischen Kirche sich erwerben konnten, und Jünglinge auf die Hochschulen Deutschlands schicken, war damals eine bedenkliche Sache wegen der Gefahr, von der neuen Lehre angesteckt zu werden. Man erzählt sich jetzt noch, daß z. B. ein Jüngling im Bündnerlande von einer solchen Schule, wo er die Theologie studirte, nach Hause in die Vakanz kam. In seiner Vatergemeinde hatte man gerade damals keinen Seelsorger. Als an einem Sonntage die Leute sich bei der Kirche versammelt hatten, da meinte einer der Anwesenden, daß der Student da wohl eine Predigt halten könnte. Dieser bemerkte darauf: „Wenn nur die Predigt fehle, so könne er schon aushelfen.“ Er bestieg wirklich die Kanzel, und entledigte sich seiner Aufgabe so wirksam, daß diese Gemeinde später von keinem katholischen Geistlichen, den ihnen der Bischof zu senden versprach,

*) Das Geschlecht Barmettler treffen wir urkundlich zuerst in Engelberg an. Dasselbe hat seinen Ursprung zweifelsohne von einem Heimwesen, genannt Barmettlen — 14. Jahrh. Bermetile — im dortigen Thale. Schon 1408 begegnet uns Heini an der Barmettlen in einem Rechtsstreit gegen Abt Walther in Engelberg. Ein andrer Heinrich Barmettler kömmt 1498 bereits als Urthner von Ennetmoos vor, wo er 1528 als Rathsherr und Richter auftritt. Später finden wir Träger dieses Namens fast in allen Gemeinden des Landes.